

"Dialog der Liebe". Überlegungen eines römisch-katholischen Christen zur Frage der Kircheneinheit mit der Orthodoxie

von Franz Tinnefeld, München

Im 17. Kapitel des Johannes-Evangeliums betet Jesus für alle, die an ihn glauben und noch glauben werden. Er betet darum, dass sie untereinander eins seien wie er selbst mit seinem Vater, damit die Welt glaube, dass der Vater ihn gesandt hat (Joh 17, 21). Es ist also sein ausdrücklicher Wunsch, dass die, die an ihn glauben, untereinander eins seien, und ihre Einigkeit soll geradezu das Gütezeichen ihres Glaubens sein. Leider aber ist die Geschichte der Christen zugleich auch die Geschichte ihrer Uneinigkeit und ihrer Spaltungen, ein fortdauernder Verstoß also gegen diesen Wunsch Jesu Christi und bis heute ein unerträgliches Ärgernis, mit dem sich aber viele Christen allzu schnell abfinden.

Die folgenden Überlegungen sollen entsprechend dem Rahmen dieses Bandes auf die Beziehungen zwischen den Patriarchaten von Rom (also der katholischen Papstkirche) und Konstantinopel beschränkt bleiben, obwohl sie in mancher Hinsicht auch allgemein auf die Beziehungen der christlichen Konfessionen untereinander anwendbar sind.

Viele maßgebliche Vertreter der römischen Kirche und der Kirchen, die dem Patriarchat von Konstantinopel unterstehen, sind heute überzeugt, dass ihre Gemeinsamkeiten bei weitem das Trennende überwiegen. Sie sehen aber zugleich die Kircheneinheit nach wie vor noch durch schwerwiegende Differenzen behindert. Der in diesem Fall zugrunde liegende Begriff der Kircheneinheit ist allerdings sehr eng gefasst und hat jedenfalls auch eine juristische Dimension. Eine nüchterne Sicht der Situation führt zu dem Ergebnis, dass eine so verstandene Kircheneinheit auf absehbare Zeit nicht erreichbar ist.

Es gibt aber auch einen weiter gefassten Begriff von Kircheneinheit, der bereits die Stationen auf dem Weg zum fernen Ziel der vollen Einheit in gewissem Sinne als Merkmale einer bereits bestehenden Einheit versteht. In einer gemeinsamen Erklärung von Papst Johannes Paul II. und Patriarch Bartholomaios von Konstantinopel vom 29. Juni 2004¹ wird der gegenwärtige Stand der Beziehungen als "Dialog der Liebe" und als "Reise hin zur vollen Gemeinschaft" bezeichnet. Diese Formulierung kennzeichnet genau das, was ich unter Einheit im weiteren Sinne

¹ Deutscher Text in: *Orthodoxes Forum* 18 (2004) 213-215.

verstehe. Wer sich mit dem Gesprächspartner in liebevollem Dialog auseinandersetzt, kann ihn nicht mehr wegen noch bestehender Unterschiede in Glaubensfragen ausgrenzen oder gar anathematisieren. Er wird ihn vielmehr in Geduld anhören; er wird versuchen, die Gründe und Hintergründe seiner abweichenden Meinung zu verstehen, und er wird ihn und seine Argumente achten und ernst nehmen.

Von diesem Geist ist auch weitgehend die 1998 erschienene Festgabe zum 60. Geburtstag des griechisch-orthodoxen Metropoliten von Deutschland und Exarchen von Zentraleuropa Augoustinos² geprägt. Anastasios Kallis bezeichnet in seiner Einführung zur Festschrift (unter dem bezeichnenden Titel "Plädoyer für eine dialogische Kultur") den Jubilar als "engagierten Ökumeniker ... in einer Zeit, in der der ökumenische Himmel auf Weltebene zunehmend mit Wolken bedeckt wird". Er betont, das Schicksal der Kirchen im zweiten Jahrtausend werde wesentlich davon abhängen, ob es ihnen gelingen wird, die Botschaft des Evangeliums nicht "in der gewohnten sündigen Dissonanz, sondern in vielstimmiger Harmonie zu verkünden". Nicht von ungefähr nennt Kallis die Dissonanz "sündig" und die erwünschte Harmonie "vielstimmig".³

Es ist wahrhaftig ein Skandal, dass christlichen Kirchen sich wegen ihrer unterschiedlichen Traditionen in Lehre und Praxis streiten, anstatt die Verschiedenheiten als "vielstimmige" Ausprägungen des einen Glaubens und deren Nebeneinander als harmonischen Zusammenklang zu verstehen! Die orthodoxen Kirchen des Ostens sind stolz darauf, den Glauben der Apostel und der Väter reiner bewahrt zu haben; die Kirche Roms sieht ihre Treue zur Lehre Jesu Christi durch das Papstamt garantiert, sieht aber auch den Papst der Heiligen Schrift und der Tradition als Glaubensquellen verpflichtet. Aber wichtiger ist, um noch einmal mit Kallis zu sprechen, die Einsicht, dass im Zentrum der christlichen Wahrheit die Liebe steht und die Lieblosigkeit zu den Ursünden der Kirche gehört, durch die das Leben der Kirche vergiftet und ihre Legitimität, im Namen Christi Zeugnis abzulegen, in Frage gestellt wird. Dogmatismus, theologische Streitsucht und Fanatismus haben nur allzuoft den verteidigten Anspruch auf die Wahrheit in Frage gestellt. Hasserfüllter Eifer für die Rechtgläubigkeit diene als billiger Ersatz für die Nichterfüllung des christlichen Hauptgebotes der Liebe.⁴

Man sollte also auf beiden Seiten das ersehnte Ziel der Kircheneinheit nicht mit Einförmigkeit verwechseln. Die Kirche Jesu Christi soll niemals einem starren System untergeordnet werden; Vielfalt und Freiheit in der Gestaltung und Entwicklung des kirchlichen Lebens sind vielmehr erwünscht und willkommen. Die Reise zur vollen Gemeinschaft ist keine Reise zur Einförmigkeit, sondern das Ziel ist die gegenseitige Anerkennung in Liebe.

Vergleichen wir unter diesem Gesichtspunkt eine Reihe von Beiträgen zum Thema Ökumene in der Festschrift, die vor einigen Jahren Theodor Nikolaou erhalten hat.⁵ Als Beiträge zum Thema "Dialog der Liebe" zwischen Rom und der Orthodoxie scheinen mir hier die Beiträge von zwei Orthodoxen (Augoustinos Labardakis und Anastasios Kallis) sowie zwei Katholiken (Heinrich Döring und Peter Neuner)

² Orthodoxie in Begegnung und Dialog. Festgabe für *Metropolit Augoustinos*. Herausgegeben von *Anastasios Kallis* und Bischof *Evmenios (Tamionakis)* von Lefka unter Mitarbeit von *Ines Kallis*, Münster 1998.

³ *A. Kallis*, a.a.O., S. 54.

⁴ Vgl. *A. Kallis*, a.a.O., S. 55 f.

⁵ Orthodoxe Theologie zwischen Ost und West. Festschrift für Prof. *Theodor Nikolaou*, hg. von *Konstantin Nikolakopoulos*, *Athanasios Vletsis* und *Vladimir Ivanov*, Frankfurt/M. 2002, hier Teil VI: Ökumene: Unterwegs zum Ziel, S. 551-716.

besonders wichtig zu sein. Labardakis⁶ nimmt Stellung zur Erklärung der römisch-katholischen Glaubenskongregation "Dominus Jesus" vom 6. 8. 2000 und zur Note derselben Kongregation über die "Schwesterkirchen" vom 30. 6. desselben Jahres, zu zwei Texten also, die wegen ihres autoritären Stils sowohl innerhalb wie außerhalb der römisch-katholischen Kirche kritisiert wurden. Labardakis zollt aber auch ihren positiven Aspekten Anerkennung. So verzichtet das zu Beginn von "Dominus Jesus" zitierte Glaubensbekenntnis von Nikaia I und Konstantinopel I entsprechend dem historisch zutreffenden Befund auf das "Filioque", die Aussage also, der Heilige Geist gehe auch vom Sohn aus, welche die Orthodoxen mit Recht als spätere Zutat ablehnen. Auch die hier betonte zentrale Stellung Jesu Christi als einziger und umfassender Mittler des Heils kann von orthodoxer Seite nur begrüßt werden. Aber es bleibt als wichtigstes Hindernis der Gedanke, dass der Bischof von Rom als Nachfolger Christi par excellence auch der Garant für die Wahrheit der Offenbarung ist.

Gemäß der Note vom 30. 6. 2000 werden die orthodoxen Kirchen, und zwar ausschließlich sie, von der Kirche Roms als Schwesterkirchen bezeichnet, weil sie, auch aus römischer Sicht, die apostolische Sukzession ununterbrochen bewahrt haben und gültig die Eucharistie feiern. Den Begriff "katholisch" versteht man aber auf beiden Seiten ganz unterschiedlich. Während nach römischem Verständnis nur die römische Kirche katholisch ist und ihre Katholizität auf den Bereich ihrer jurisdiktionellen Zuständigkeit beschränkt ist, ist nach orthodoxem Verständnis die katholische Kirche überall da, wo die Wahrheit des christlichen Glaubens bekannt und bewahrt wird. Ein Dialog der Liebe ist aber nur möglich, wenn Unterschiede, auch wenn sie bitter sind, ehrlich genannt und nicht verwischt werden.

Diese Unterschiede aus orthodoxer Sicht zu zeigen, versucht in seinem Beitrag Anastasios Kallis,⁷ stellt aber am Schluss fest, dass es sich nicht um trennende Gegensätze handelt, sondern um komplementäre Existenzweisen des Gleichen. Der erstrebte Konsens bedeute also nicht formale Übernahme fehlender Elemente auf beiden Seiten oder Zerstörung der konfessionellen Identität, sondern Begegnung unterschiedlicher Traditionen im Dienst der Wahrheit. So bezeichnet er es als Aufgabe unserer Zeit, voneinander abweichende Traditionen als eine legitime Ausprägung des christlichen Glaubens neu zu erkennen und zu entdecken, was nicht ausschließt, auch die übergreifenden Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen immer wieder herauszustellen.

Heinrich Döring⁸ entwickelt einen "Traum" von einer ökumenischen Gemeinschaft, die auf Gewalt jedweder Art verzichtet, aber auch von einer positiven Wirkung der in der ganzen Welt aufbrechenden Freiheitsbewegung, die auch der Christenheit die Einsicht vermittelt, es sei von der geoffenbarten Wahrheit her mehr Freiheit möglich, als sie gegenwärtig wahrnimmt, Freiheit auch darin, sich von manchem Herabgeachteten zu trennen und den Geist der Freiheit zugunsten versöhnter Verschiedenheit in den eigenen Reihen walten zu lassen.

Ähnlich wie Döring nimmt auch Peter Neuner⁹ die ökumenische Bewegung als ganze in den Blick und gibt vor allem einen Abriss ihrer historischen Entwicklung. Am Schluss gelangt er ähnlich wie Kallis zu einem "differenzierten" Konsens, der auf

⁶ K. Nikolakopoulos u.a., a.a.O., S. 625-634.

⁷ K. Nikolakopoulos u.a., a.a.O., S. 669-685.

⁸ K. Nikolakopoulos u.a., a.a.O., S. 635-656.

⁹ K. Nikolakopoulos u.a., a.a.O., S. 687-705.

der Basis der Heiligen Schrift und der frühchristlichen Glaubensbekenntnisse die darauf folgenden unterschiedlichen historischen Ausgestaltungen gegenseitig anerkennen und respektieren könnte. Ein solches Konzept könnte man unter das Motto Augustins stellen "in necessariis unitas, in dubiis libertas".

Die Verwirklichung eines so skizzierten Einheitskonzeptes ist weniger eine Frage der intellektuellen Einsicht in Glaubenslehren als einer entsprechenden Gesinnung auf beiden Seiten. Es ist eine Gesinnung, die von dem Wort Jesu im Lukasevangelium (8, 15) "Frucht bringen in Geduld" bestimmt ist. Erst wenn diese Geduld miteinander auf beiden Seiten nicht mehr Ausnahme ist, sondern zum Normalfall wird, bestehen reale Chancen, dass die Hoffnung auf eine "versöhnte Verschiedenheit" sich erfüllen wird.